

Für ein Zusammenleben, bei dem man einander auch »fremd« bleiben darf

Fünf Frankfurter Professorinnen und Professoren
über Wandel und Vieldeutigkeit des Fremden

von Rolf Wiggershaus

Nur die Einbeziehung des Fremden bewahre vor steriler Identität, meinte Adorno, aus dem Exil in den USA nach Frankfurt zurückgekehrt. Wie steht es heute um Fremdheit und Fremde und um das Verhältnis von Eigenem und Fremdem? Das erkundet der Philosoph und Publizist Rolf Wiggershaus im Gespräch mit fünf Frankfurter Professorinnen und Professoren.

Kompliziert und komplex war das Verhältnis zum Fremden und zu Fremden schon immer. Zahlreiche Buch- und Aufsatztitel verweisen auf ambivalente Reaktionen. Sie sprechen von »Furcht und Faszination«, »Bedrohung und Verlockung«, »Abwehr und Verlangen«. Das können gemischte, wechselnde oder gegensätzliche Gefühle sein. Es gibt ein breites Spektrum von Möglichkeiten bei der Begegnung von Einheimischen und Fremden oder bei der Konfrontation von Eigenem und Fremdem, je nachdem, welche Mentalitäten und kulturellen Prägungen unter welchen Bedingungen aufeinandertreffen.

Für genauere Auskünfte dürfte kaum jemand so geeignet sein wie Feldforschung betreibende Ethnologen und Soziologen. Von ihren Erfahrungen, ihrem Wissen und ihren Intentionen erzählten mir: Mamadou Diawara, Professor für Ethnologie und Direktor von »Point Sud«, einem von ihm gegründeten Forschungszentrum für lokales Wissen in Malis Hauptstadt Bamako; Hans Peter Hahn, Professor für Ethnologie; Karl-Heinz Kohl, Professor für Kultur und Völkerkunde und Direktor des Frobenius-Instituts an der Goethe-Universität; Kira Kosnick, Professorin für Soziologie, Schwerpunkt Migration; und Susanne Schröter, Professorin für Ethnologie und Leiterin des Frankfurter Forschungszentrums Globaler Islam.

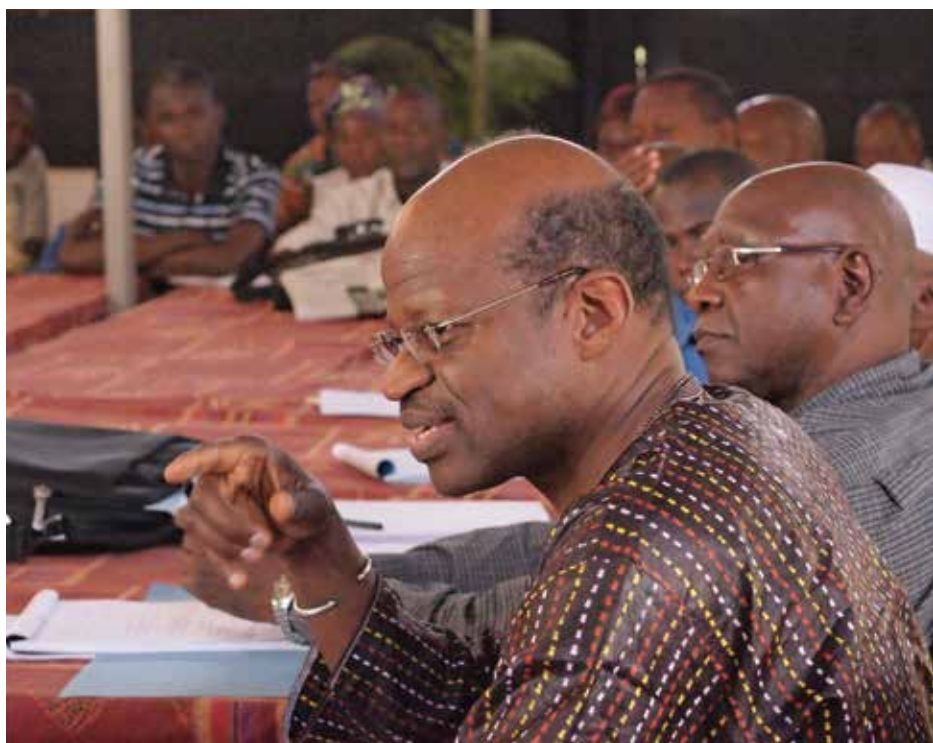


2

Großstädte – Die selbstverständliche Nähe des Fremden

Der Begriff der Fremdheit, so Kira Kosnick, spiele für sie vor allem im Kontext von Migration und Einwanderung eine Rolle. »Was macht Migration mit Gesellschaften bzw. Gemeinschaften?« Ihr gehe es um eine Umdefinition der Fremdheit. Im Exkurs »Der Fremde« in Georg Simmels *Soziologie* werde der Fremde definiert als der, der heute kommt und morgen bleibt. Doch längst gelte es zu begreifen, dass Fremdheit ein konstitutives Merkmal von Gesellschaften ist. So sehe Simmel das bereits selbst in seinem 1903 erschienenen Aufsatz über »Die Großstädte und das Geistesleben«. In der Großstadt gibt es eine funktionale Bezogenheit aufeinander – auch ohne Gemeinschaftsbildung. Worum es geht, sind »gemeinsame Spielregeln für ein Zusammenleben, bei dem man einander auch fremd bleiben darf«. Das ermöglicht »eine Individualisierung von Lebensstilen, eine Reduktion von sozialer Kontrolle, bedeutet einen Freiheitsgewinn«. Fremdheit ist also »ein alltägliches Phänomen komplexer gesellschaftlicher Zusammenhänge«. Das Vertraute kann fremd, das Fremde vertraut sein.

Wie selbstverständlich und nah das Fremde sein kann, demonstrierte Siegfried Kracauer 1930 mit seiner Untersuchung über »Die Angestellten«, die aus einer Artikelserie in der Frankfurter Zeitung hervorging. »Unbekanntes Gebiet« nannte er das Leben der Angestellten, die zu Hunderttausenden täglich die Straßen Berlins bevölkerten – »unbekannter als das der primitiven Völkerstämme, deren Sitten die Angestellten in



3

2 Dorfgespräch in Kalabougou, November 2007: Dieses malische Dorf besuchten der Ethnologe Mamadou Diawara und andere Wissenschaftler am Rande einer Veranstaltung des internationalen Forschungsinstituts Point Sud. Bei dem Symposium ging es u. a. um das 2008 gestartete Point-Sud-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft, das den Austausch zwischen Wissenschaftlern und Institutionen aus Deutschland, Europa, Afrika und anderen Teilen der Welt erleichtern soll.

3 Während einer Konferenz in Point Sud, Bamako (Mali), 2012. Der gebürtige Malier Mamadou Diawara (vorne im Bild) ist auch Direktor dieses internationalen Forschungsinstituts, an dem das lokale Wissen und dessen Potenzial für Entwicklungsstrategien sowie die Anpassung an globale Dynamiken erforscht werden.

4 Begegnung in Kollo-Zekka, Burkina Faso, September 2005: Matthias Cirapia bespricht mit dem Frankfurter Ethnologen Hans Peter Hahn die Erfahrungen als »Delegierter« seines Dorfes in der Provinzhauptstadt. Cirapia unterstützte Hahn auch dabei, einen Zensus des Ortes und eine Liste der Familiennamen zu erstellen.

5 Kurze Rückkehr nach Kollo-Zekka, Burkina Faso, März 1997: Hans Peter Hahn im Gespräch mit Pascal Kodoua, der nach drei Jahren in Ghana zum Gehört seiner Eltern zurückkam. Mit Sonnenbrille, Jeans und festen Schuhen demonstriert er seinen städtischen Habitus und suchte dem Ethnologen klarzumachen, wie »rückständig« das Leben seiner Eltern und Geschwister hier sei. Nach wenigen Wochen verließ er sein Heimatdorf wieder, um sein Glück erneut als Arbeitsmigrant in Ghana zu versuchen.

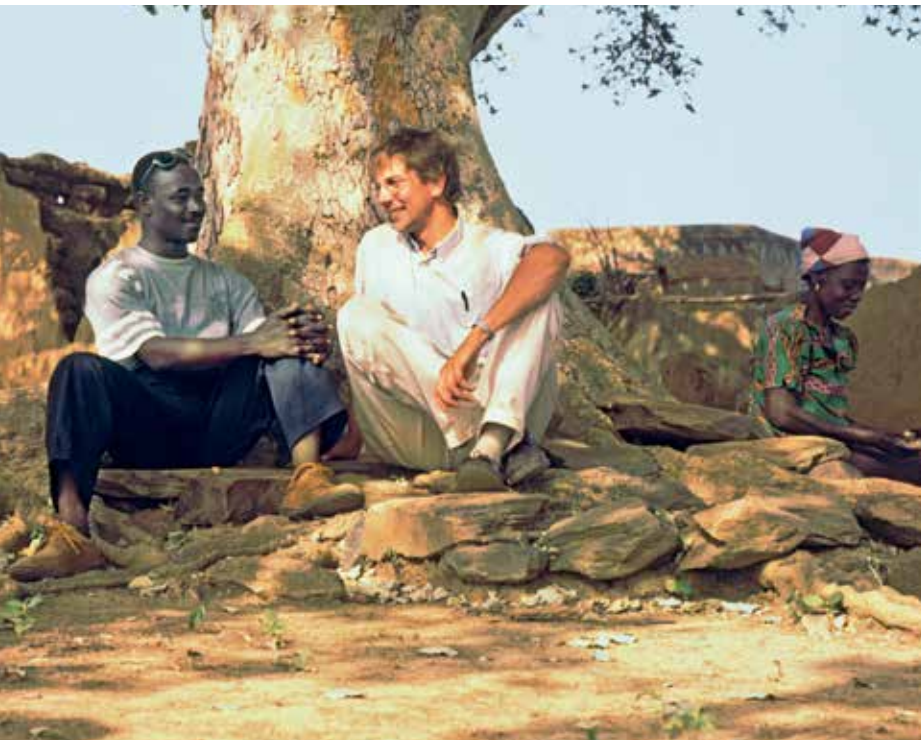
den Filmen bewundern«. Als eine »kleine Expedition« bezeichnete er seine Reportage, die »ins Innere der modernen Großstadt« führe. Indem er von der »Exotik des Alltags« sprach, brachte er einen Begriff ins Spiel, dem in der Geschichte der Ethnologie und des Umgangs mit dem Fremden eine wichtige Rolle zukam, die seit Langem gerade von Ethnologen selbstkritisch gesehen wird.

Exotismus und Othering

Exotismus als Beruf lautet der Titel eines Buches von Karl-Heinz Kohl, das Ende der 1970er Jahre erschien. Es handelt von der Epoche der klassi-



4



5

schen ethnografischen Feldforschung. Eine Schlüsselfigur war Bronislaw Malinowski (1884–1942), der nicht der erste Feldforscher, wohl aber der Begründer des »Mythos der Feldforschung« war. 1930, im englischen Universitätsbetrieb fest etabliert, meinte er von sich im

Rückblick: »Für mich zumindest war die Anthropologie eine romantische Flucht aus unserer genormten Kultur.« Doch zur Teilhabe an einem »authentischeren« Leben kam es während der zweijährigen stationären Feldforschung bei den Trobriandern zur Zeit des Ersten Weltkriegs nicht. Malinowskis Trilogie über die Bewohner einer kleinen Inselgruppe im nordwestlichen Melanesien, Produkt der »teilnehmenden Beobachtung« und systematischen Registrierung fast aller Lebensaspekte dieser fremden Kultur, erweist sich, so Kohl, »tendenziell als Kompensation des Scheiterns seiner Hoffnung, an ihrem »wirklichen Leben« teilhaben zu können«.

Die Feldforschungen jener Zeit spielten sich in der Epoche des Kolonialismus ab, als eine Art kolonialer Friede herrschte. Missionare, Händler und Kolonialbeamte hatten die Situation unter Kontrolle. Das ermöglichte mehrjährige Aufenthalte von Forschern bei außereuropäischen Völkern, Stämmen, Ethnien ohne allzu großes Risiko, auf Feindschaft zu stoßen. Einerseits machte das den Forscher zum Teilnehmer am kolonialen Herrschaftssystem, das seine Tätigkeit erlaubte, absicherte, finanzierte. Andererseits förderte es den Eindruck, dass man es bei dem Erforschten mit zeitlos stabilen Verhältnissen und entsprechend geformten Menschen zu tun habe.

Es gebe eine Definition von Ethnologie, so Hans Peter Hahn, wonach sie »ein Bastard aus Exotismus und Kolonialismus« sei. Ethnologen hätten in der Tat die diffuse Anziehungskraft des Exotischen ausgenutzt, um Ethnologie als eine spezielle Wissenschaft für einen eigenen Gegenstandsbereich zu etablieren. Dieser Exotismus war aber durchdrungen von einer kolonialen Ideologie und Logik. Während für einen »armchair anthropologist« wie James Frazer (1854–1941) letztlich die Einheit der Menschen wichtiger war als die Fremdheit zwischen diversen Gruppierungen, begann um 1900 das Interesse an den Unterschieden zu dominieren.

Das lief auf zweierlei hinaus: eine das Trennende betonende horizontale Abgrenzung zwischen den erforschten Gemeinschaften oder Ethnien sowie eine das Trennende noch stärker betonende vertikale hierarchische Abgrenzung zwischen den exotisierten Völkern einerseits, den europäischen andererseits. »Mit Othering«, so Hahn in seiner 2013 erschienenen Einführung in die Ethnologie, »ist ein Vorgehen bezeichnet, das den anderen zum anderen macht und ihn ganz in seiner Andersartigkeit verortet und damit die gesellschaftliche oder kulturelle Distanz zementiert«. Das führte zu einer Verfestigung einerseits von Vorurteilen hinsichtlich anderer Lebensformen, andererseits der Überzeugung von der Überlegenheit und Höherwertigkeit der eigenen Lebensform. Am



6

Die Hervorhebung von Fremdheit muss nicht stets mit Separierung und Hierarchisierung verbunden sein. Außerdem können unterschiedliche Grade von Fremdheit bzw. unterschiedliche Fremdheitserfahrungen eine Rolle spielen. Intensive Fremdheitserfahrung kann einerseits mit einer kritischen Haltung gegenüber dem Eigenen einhergehen, andererseits mit der Bereitschaft, sich einem Identitätskonflikt auszusetzen. Das ist – so Kohl – auch noch in einer Welt möglich, in der Kontakte mit

6 Treffen in Belogili, im Osten der indonesischen Insel Flores, 1994: Seng Koten Tenawahang, »Erdherr« von Belogili, und der Ethnologe Karl-Heinz Kohl, der in diesem Dorf während seiner ein- und einhalbjährigen Feldforschungen von 1986 bis 1987 gelebt hat und auch später häufiger dorthin zurückgekehrt ist.



7

7 Am Danau Wai Belen, einem kleinen Binnensee auf der Halbinsel Tanjung Bunga, Indonesien, 1995: Der Ethnologe Karl-Heinz Kohl im Gespräch mit Pak Yan Lamuri, einem seiner wichtigsten Gewährsleute in Belogili. Pak Yan Lamuri hat am ersten Wörterbuch des Lamaholot in einem von Kohl geleiteten Forschungsprojekt mitgearbeitet. Bis Mitte der 1990er Jahre gehörte Lamaholot zu den noch nicht dokumentierten Sprachen, Lamaholot wird von etwa 350 000 Menschen auf den Inseln Flores, Adonara, Solor, Lembata und Pantar gesprochen. Das Wörterbuch erschien 1999 zuerst in Deutschland und wurde dann in Indonesien bereits zweimal aufgelegt.

eigentlichen Beginn der Ethnologie in den 1830er, 1840er Jahren habe eine Utopie gestanden: »Nämlich dass die geteilten Grundlagen der Menschen kulturell relevant sind. Ich glaube, dass diese Utopie bis heute ein Leitbild für die Ethnologie ist: nicht so sehr Fremdes zu beschreiben, als vielmehr durch Beobachten, durch Sprechen, durch Dialoge eine gemeinsame Grundlage zutage zu fördern.«

Kohl setzt die Akzente beim Verhältnis von Fremdheit und Gemeinsamkeit anders. In seiner Einführung in die Ethnologie als »die Wissenschaft vom kulturell Fremden« beklagte er, dass die selbstreflexive Wende in der Ethnologie die paradoxe Folge gehabt habe, »daß nicht nur die Darstellungen nicht-westlicher Kulturen, sondern auch die von Minderheiten-Gruppen in der amerikanischen Gesellschaft von vornherein unter den Verdacht des Otherring gerieten«. Der Verallgemeinerung des Verdachts auf Otherring begegnet er mit der Betonung der Bedeutung »relationaler Fremdheit«.

Fremden ihre Außersordentlichkeit verloren haben und in der es für »die Fremde« keinen Platz mehr gibt.

Schlüsselerlebnisse mit Fremdem und Fremden

Dass sie Ethnologin wurde, ergab sich für Susanne Schröter folgerichtig aus ihrer Begeisterung als Jugendliche für Reiseberichte und Bilder ferner Länder. Fasziniert vom Fremden machte sie sich später selbst auf den Weg, um andere Kulturen kennenzulernen. Ein lockendes Ziel war zunächst Indien, das damals im Ruf stand, durch größere Spiritualität Glückserfahrungen zu ermöglichen, die die Industrie- und Wohlstandsgesellschaften der westlichen Welt nicht bieten konnten. Zum Schlüsselerlebnis wurde ein Aufenthalt auf Sri Lanka Anfang der 1980er Jahre. Dort steigerten sich 1983 die Konflikte zwischen der Minderheit teilweise aus Indien stammender und überwiegend hinduistischer Tamilen und der buddhistisch-singhalesischen Mehrheit zum Bürgerkrieg. Während die

8 Besuch in der Schule eines »Müllsammler«-Slums in Kalkutta. Dort untersuchte die Ethnologin Susanne Schröter, wie Muslime, die eher zu der Minderheit in der Mega-City gehören, behandelt werden.

9 Zu Gast in Bandung, Indonesien: Abdullah Gymnastiar, einer der bekanntesten Prediger eines modernen indonesischen Islam, bekannt unter dem Namen AA Gym, und die Frankfurter Ethnologin Susanne Schröter unterhielten sich bei diesem Treffen über Polygamie.



8



9

meisten Europäer sich ausfliegen ließen, blieb Susanne Schröter und hatte während einer dreiwöchigen Ausgangssperre ausgiebig Gelegenheit, mit den Menschen zu sprechen. Sie war erschüttert darüber, wie sehr ihre singhalesischen Gastgeber die Massaker an Tamilen verteidigten. Wie andere dagebliebene Ausländer, die teilweise zusammen mit Tamilen in den Dörfern Verteidigungsgruppen organisierten, stand sie emotional ganz auf der Seite der Tamilen. Erst nach ihrer Rückkehr erfuhr sie, dass eine tamilische Gruppe ein singhalesisches Dorf überfallen und dort aus Rache vor allem Frauen und Kinder abgeschlachtet hatte.

Zweierlei verschob sich dadurch bei ihr. »Das eine ist die Erkenntnis der Tragweite, die das Fremde in einer negativen Konnotation hat. Das andere ist: Gerade auf dieser Reise wurde mir klar, dass die Imaginationen des Fremden nicht etwas Europäisches sind.« Ihre universitäre Sozialisation habe auf die Überwindung solcher Imaginationen und die

Akzeptierung des Anderen ohne Wenn und Aber gezielt. Gerade ihre Generation habe sich von Rassismus und Überlegenheitsdünkel abgrenzen und zur Anerkennung all der anderen auf Augenhöhe gelangen wollen. »Und dann wurde ich in Sri Lanka damit konfrontiert, dass die Konstruktion des Eigenen und des Anderen dort nicht weniger virulent ist.« Schon vor Ausbruch der Gewalttätigkeiten sei bei Kleinigkeiten extreme Abgrenzung zum Ausdruck gekommen. Als sie Singhalesen bei Sonnenschein mit aufgespannten Schirmen umhergehen sah, fragte sie, warum sie das machten. »Und da hieß es dann: Ja, wir wollen nicht schwarz werden wie die Tamilen.« Distinktion, Erhöhung des Eigenen, Abwertung des Anderen – »das fand ich da genauso wie bei uns, ja noch schlimmer, weil es überhaupt nicht reflektiert war.«

Die Entdeckung solcher anthropologischer Gemeinsamkeiten ernüchterte. Ihre Schlussfolgerung: »Wir müssen diese Konstruktion des Fremden überwinden und den Anderen als Menschen sehen bei allem Interesse für Sitten und Gebräuche, die man kennenlernen möchte.« So konnte sie mit ihrer jüngsten Forschungsarbeit über – so der Untertitel ihrer Buchpublikation – *Fromme Muslime in Deutschland* Einblicke in »ein kleines Universum« ermöglichen, das der Öffentlichkeit nicht ohne Weiteres zugänglich ist, und schildern, wie in Deutschland zur Zeit orthodoxer und liberaler Islam um theologische Deutungshoheit ringen. Am beeindruckendsten waren dabei für sie Situationen, »in denen es mir vergönnt war, bei Gebeten und religiösen Zeremonien dabei

zu sein und eine Idee davon zu bekommen, wie sich Momente religiöser Ergriffenheit anfühlen«.

Von der Bereitschaft, einen Identitätskonflikt zu riskieren

Von einem Schlüsselerlebnis anderer Art erzählte Karl-Heinz Kohl. Ein frühes Bedürfnis nach Abgrenzung vom Eigenen ging einher mit einer Hinwendung zum Fremden. Auf einen ersten Aufenthalt bei einer Gesellschaft auf der ostindonesischen Insel Flores 1975 folgte ein Jahrzehnt später ein zweijähriger stationärer Aufenthalt mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen. Zwar hatte er es auch auf Flores nicht mit einer intakten exotischen Kultur zu tun, wie Ethnologen sie sich entgegen besserem Wissen immer wieder erträumen. Doch im Prolog zu seiner klassischen ethnografischen Studie über – so der Untertitel der Buchpublikation – *Mythen, Kulte und Allianzen in einer ostindonesischen Lokalkultur* konnte er feststellen: »Nachdem wir das Vertrauen der Dorfbewohner erst einmal gewonnen hatten, offenbarte sich uns unter dem äußeren Firnis der Verwestlichung bald eine ganz andere Welt. Je länger unser Aufenthalt dauerte, desto klarer konnten wir erkennen, daß es lediglich darauf ankommt, diesen Gegenstand unter seinen historisch sich wandelnden Formen immer wieder von neuem zu entdecken.«

Während seines Aufenthalts suchte Kohl dem klassischen Ideal der Feldforschung als einer Art zweiter Sozialisation zu entsprechen.

Das verlangte keine kulturelle Konversion, kein kulturelles Überläufertum, wohl aber die Bereitschaft, einen Identitätskonflikt oder einen Identitätswechsel zu riskieren. Kohl erlebte das beim Umgang mit Tieren. In dem Dorf verging, erzählte er, »keine Woche, manchmal sogar kaum ein Tag, an dem nicht ein Opfer dargebracht wurde, also ein Küken geschlachtet und den Geistern dargebracht wurde, oder kleine Ferkel geköpft wurden, deren Blut dann die Erde tränken musste«. Bei einem großen Fest wurde einmal »etwa sechzig Schweinen, großen, ausgewachsenen Schweinen, jeweils mit einem Schlag der Kopf abgeschlagen«. Gewaltige Kraft war dafür nötig; die Männer betrieben es wie einen Sport. Das Fest dauerte eine Nacht und einen Tag. Auf den einsetzenden Flow reagierte Kohl als professioneller Feldforscher: Er hatte die Kamera dabei und filmte die Szene. »Aber dann kamen die Leute auf mich zu: ich solle doch jetzt mal mitmachen, auch eins der Schweine köpfen.« Er habe es nur deshalb nicht gemacht, weil er es sich physisch nicht zutraute. »Aber es war so ein Rausch, ein Bluttausch, in dem das ganze Dorf sich befand, etwa 700 bis 800 Personen. Da dachte ich plötzlich: jetzt bin ich doch dagewesen, ich bin in der Lage, so zu fühlen und zu denken wie die Leute selbst. Man ertappt sich plötzlich dabei, wie man auch mitmachen würde und sich selber fremd wird.« Sein Blick auf den Alltag wurde ein anderer: »Es sieht so harmlos aus und man denkt, es ist wunderbar, wie die Schweine frei durchs Dorf laufen, und dann kommt eben der Augenblick, da findet ein großes Opferfest statt. Und dann vergleicht man damit das Leben der Tiere bei uns mit unseren Schlachthäusern.«

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Das komplizierte Verhältnis zum Fremden und zu Fremden changiert zwischen Furcht und Faszination, Verachtung und Idealisierung, Abwehr und Verlangen.
- Die Neigung zur Überhöhung des Eigenen und Abwertung des Fremden zieht sich als anthropologische Konstante durch die Geschichte der Menschheit.
- Multikulturelle Gesellschaften sind eine Tatsache, die allen die Kunst des Umgangs mit soziokulturellen Unterschieden abverlangt.
- Nur wenn für Möglichkeiten zur Begegnung von Einheimischen und Migranten gesorgt ist, kann es zu Prozessen gegenseitigen Kennenlernens und Lernens statt gegenseitiger Abgrenzung und Dämonisierung kommen.

»Carfitting« – Kreative Partizipation am globalen Konkurrenzkampf

Er habe nie das Gefühl von Fremdheit gehabt oder Fremdheit als eine Herausforderung erlebt, betonte Hans Peter Hahn, als ich ihn fragte, welche Gefühle und Assoziationen die Begriffe »Fremde« und »Fremdheit« bei ihm wachriefen. Drei Jahre hatte er in Togo, zwei in Burkina Faso mit Unterbrechungen, aber unter zum Teil sehr schwierigen Bedingungen geforscht. Seine Arbeit über die materielle Kultur dreier ethnischer Gruppen in Nord-Togo hatte zum Ziel, einen »greifbaren Eindruck des täglichen Lebens der Menschen« dort zu geben und anhand dieser Beispiele die komplexe Bedeutung der Dinge in den verschiedenen Kulturen deutlich zu machen. Materielle Kultur und Afrika blieben ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit.

Sei man in Afrika mit einem Experten der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (heute Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit) unterwegs, äußere der sich ständig frust-

riert über »die illegitime Art der Aneignung«, die Afrikaner bei Motoren, Fahrrädern usw. praktizierten unter Missachtung sämtlicher Regeln, die im Verlauf vieler Jahrhunderte technischer Entwicklung in Europa erarbeitet wurden. Ein Beispiel ist das »Carfitting« – das Fitmachen von Autos, ein in Westafrika wichtiges Business. Oder was Hahn das »zweite Leben der Mobiltelefone« nennt: »Man kann das Platin mit Zahnbürsten wieder fit machen. Jeder Ingenieur würde sagen, das geht nicht, aber die Leute wissen, dass es trotzdem geht – oder eben nicht.«

Zeit dominant wurde. Was sich anhört wie eine Schilderung kulturellen Überläufertums, steht im Einklang mit Gewohnheiten und Sitten seiner Herkunftskultur. Er stammt aus dem Sahelgürtel, einer alten Handelsroute zwischen Nord und Süd. »Für mich gehört Aufbrechen, Unterwegssein zum Alltag. Das Reisen ist wie ein Initiationsritus. Man bricht auf, um sich zu behaupten. Nicht, um in der Fremde zu bleiben, sondern um zu sehen und gesehen zu werden und um zurückzukommen und lokal zu zeigen, dass man etwas erreicht hat.« Das ist ökonomisch nötiger und praktisch schwieriger denn



10



11

10 + 11 Die Soziologin Kira Kosnick erforscht die postmigrantische Clubszene; dort finden junge Leute mit Migrationshintergrund oft eine Probesthüne, um mitkulturellen Normen zu experimentieren. In Ethnoclubs gibt es keine Dominanz von »Mehrheitsdeutschen«.

Es ist klar, dass das eine Reaktion auf die Herausforderungen einer Ökonomie absoluter Armut ist. Das ist nicht Exotik, so Hahn, sondern ein kreatives Unterlaufen von Standards und zugleich eine Form der Partizipation am globalen Konkurrenzkampf. Bei Befragungen habe sich herausgestellt: Nicht der Nutzen des bis in die abgelegensten Gegenden Afrikas verwendeten Mobiltelefons ist das entscheidende Motiv für dessen Gebrauch, sondern die Überzeugung, mithalten zu müssen bei den neuesten technischen Entwicklungen, die global stattfinden.

In der Mandesprache: Fremd ist das Unvertraute
Mamadou Diawara, aus Mali stammend, sagt von sich, er habe die Seinen verlassen, um in Paris zu studieren, habe sich damit auf eine andere Lebensweise eingelassen und schließlich eine neue Identität angenommen, die mit der

je. »Die Welt war noch nie so klein wie heute für diese Länder, diese Leute.«

Solche Tradition erklärt, warum es in den westafrikanischen Mandesprachen keine Entsprechung zum »Fremden« gibt. Am nächsten kommt ihm »Gune«. Das bedeutet wörtlich »Busch«, meint das sozial Unvertraute und kennt keinen abwertenden Gebrauch. »Der Fremde« müsste wiedergegeben werden durch »muke« oder »gangana«. Auch das steht für etwas Neutrales: jemand, der vorbeikommt oder neu ankommt. »Wenn wir hier in meinem Büro einen Monat lang miteinander verkehren würden und Sie hier jedes Buch, jede Ecke kennen, wären Sie kein »muke« mehr, sondern wie ich, integriert sozusagen.« Er selbst ist noch mit der Redewendung groß geworden: »Kein Mensch ist eine Schildkröte und trägt sein Haus auf dem Rücken, wenn er sich bewegt.« Deshalb wurde im Sahelgürtel beim Hausbau immer mit einem

»bolon«, einem Vorbau, begonnen. Dort saßen die Ältesten und diskutierten, und dort fand, wer neu ins Dorf kam, automatisch eine Bleibe.

Das gibt es nur noch in manchen Dörfern und spielt angesichts von Verstädterung und Globalisierung eine immer geringere Rolle. Für Diawara ergeben sich angesichts solcher Prozesse zweierlei Fragestellungen. Zum einen natürlich die naheliegende: Was bedeutet Globalisierung für lokale Traditionen wie die seines Herkunftslandes? Zum anderen aber die für ihn wichtigere: Welche Rolle können lokale Traditionen im Prozess der Globalisierung spielen und was bedeutet das für das Selbstbild und das Auftreten postkolonialer Gesellschaften? Er selbst sieht sich als Brückenbauer in Analogie zu dem von ihm bewunderten Koraspieler Toumani Diabate, einem Meister der mit beiden Händen gezupften westafrikanischen Stegharfe. Durch die Weiterentwicklung der Tradition hat er es vom heimischen Griot zum Weltstar gebracht. »Die Rolle der Griots ist ja, das, was lokal passiert, in die Ferne zu tragen, es dort bekannt zu machen und sich dort kulturell zu bereichern, und das zurück zur Heimat zu bringen. Das sind dann richtige Brückenbauer, »go between« zwischen den Welten.«

Probephänen zum Experimentieren mit kulturellen Normen

Zu den Traditionen urbanen Lebens in Ländern des Westens gehören öffentliche Plätze, an denen die verschiedenen Bevölkerungsgruppen sich mischen und Fremde willkommen sind als Beweise für die Lebendigkeit und Attraktivität eines Ortes. Ein spezifisches Element des Urbanen ist auch das Nachtleben. Zu ihm gehören seit einiger Zeit auch postmigrantische Clubszenen. »Auch wenn es eine ethnisch-kulturell definierte Szene ist«, so Kira Kosnick, »ist es doch eine »Szene«, wo Leute erwarten, Fremde zu begegnen und wo Begegnung ganz viele Möglichkeiten beinhaltet.« Gerade für junge Leute mit Migrationshintergrund können Clubszenen zur Probephäne für das Experimentieren mit kulturellen Normen werden. Eine sich an ein queeres, überwiegend deutsch-türkisches Publikum richtende Clubszene kann zum Beispiel auch für junge Frauen attraktiv sein, die sich als heterosexuell definieren, »weil sie da das Gefühl haben, sie können zu ihrer Musik tanzen, ohne dass sie in irgendeiner Form sexuell belästigt werden oder sich mit Männern auseinandersetzen müssen, die sie ansprechen«. In Ethnoclubs gibt es keine Dominanz von »Mehrheitsdeutschen«, und sie können sehr ausdifferenziert sein. Doch sie sind, das zu betonen ist Kosnick wichtig, »keine Form von Rückzug, sondern qualifizierte Formen von Öffentlich-

keit, Kontexte der Begegnung mit Menschen, die einem unbekannt sind«.

Zu beobachten ist auch eine Dynamik politischer Prozesse. In den 1980er, 1990er Jahren gab es, so Karl-Heinz Kohl, »das große Problem der Anerkennung des kulturell Fremden in unserer eigenen Gesellschaft. Das Stichwort dafür hieß »multikulturelle Gesellschaft« und enthielt die große utopische Hoffnung auf die Möglichkeit eines konfliktlosen Zusammenlebens«. An eine buntere Gesellschaft wurde dabei gedacht. »Jetzt scheint sich sehr viel zu verschieben dadurch, dass von Seiten der Migrantinnen das Multikulti-Narrativ ernst genommen wird.« Was Ethnologen früher als »Othering« bezeichneten – den Fremden fremder zu machen, als er tatsächlich ist – machten die, die »geothert« wurden, sich heute zu eigen. Wichtig sei ihr, sagte mir Susanne Schröter am Ende unseres Gesprächs, »dass man die Faszination für das Fremde beibehält, ohne dem Wunsch nach Exotisierung des Fremden auf den Leim zu gehen«. Das Fremde sei etwas genauso Alltägliches wie das Eigene, »nur in manchen Aspekten ein bisschen anders«. Zusammengenommen legen diese Äußerungen den Gedanken nahe: Mit der Beobachtung eines »Narzißmus der kleinen Unterschiede« traf Freud eine anthropologische Konstante. Mit kleinen Unterschieden und einer Fremdheit, die Unbekanntheit meint, kommen Menschen nicht lange zurecht. Sie neigen dazu, Unterschiede zu übertreiben und aus der Welt zu schaffen. ●



Der Autor

Dr. Rolf Wiggershaus, Jahrgang 1944, studierte Philosophie, Soziologie und Germanistik in Tübingen und Frankfurt am Main. Als Funkautor erhielt er Einblicke in vielfältige Welten: von Drogenabhängigen und Rechtsextremen, Landkommunen und Hauptschullehrern, jugoslawischen Schriftstellern und russischen Kant-Experten. Der Goethe-Universität ist er seit Langem als Dozent der Universität des 3. Lebensalters verbunden.

wiggersh.r@t-online.de

0-Töne

Einer, der nicht dazugehört, nicht durch Verträge geschützt ist, hinter dem keine Macht steht, ein Fremder, ein bloßer Mensch, ist restlos preisgegeben.

Max Horkheimer, Die Juden und Europa, 1939

Die soziologische Form des »Fremden« ist der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat.

Georg Simmel, Soziologie, 1908

Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.

Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche, 1909

Über die Romantik hinaus, die sich als Weltschmerz, Leiden an der Entfremdung fühlte, erhebt sich Eichendorffs Wort »Schöne Fremde«. Der versöhnte Zustand annektierte nicht mit philosophischem Imperialismus das Fremde, sondern hätte sein Glück daran, daß es in der gewährten Nähe das Ferne und Verschiedene bleibt, jenseits des Heterogenen wie des Eigenen.

Theodor W. Adorno, Negative Dialektik, 1966

Verstehen ist nicht das sich Identifizieren mit dem Anderen, wobei die Distanz zu ihm verschwindet, sondern das Vertrautwerden in der Distanz, die das Andere als das Andere und Fremde zugleich sehen läßt.

Helmut Plessner, Mit anderen Augen, 1948/53

zu ›eigen‹ & ›fremd‹

*Jene reine Sprache, die in fremde gebannt ist,
in der eigenen zu erlösen, die im Werk gefangene in der
Umdichtung zu befreien, ist die Aufgabe des Übersetzers.
Um ihretwillen bricht er morsche Schranken der eigenen
Sprache: Luther, Voss, Hölderlin, George haben
die Grenzen des Deutschen erweitert.*

Walter Benjamin, *Die Aufgabe des Übersetzers*, 1923

*Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen,
und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande,
wo Elefanten und Tiger zu Hause sind. Nur der
Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdeste,
Seltsamste, mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft,
jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und
darzustellen weiß. Wie gerne möchte ich nur einmal
Humboldten erzählen hören.*

Johann Wolfgang Goethe, *Die Wahlverwandtschaften*, 1809

*Zumindest im politischen Sinne ist die Nation bis
heute der wichtigste Bezugspunkt für die Unterscheidung
zwischen Eigenem und Fremdem geblieben. Warum wirkt
gerade die Nation auf viele so anziehend? Zumindest
ein Grund dürfte sein, daß die Nation Zugehörigkeit
ohne Leistungsnachweis gewährt – jedenfalls für die
Glücklichen, die ihr immer schon angehörten.*

Herfried Münkler/Bernd Ladwig, *Dimensionen der Fremdheit*, 1997

Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.

Karl Valentin, *Die Fremden*, 1940